

Susanne Niemeyer

WIE LANG IST EWIG?

Geschichten vom Trauern,
Hoffen und Lieben

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Neuausgabe 2025

Titel der Originalausgabe:

Wie lange ist ewig? Geschichten über das Leben und Davongehen
© KREUZ Verlag in der Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2015
Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlagkonzeption: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © Nadezda_Grapes/iStock/GettyImages
Satz: de-tepe, Aalen
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN (Print): 978-3-451-03587-6
ISBN (E-Book): 978-3-451-82215-5

Geschichten

1. Vom Loslassen	9
2. Vom Tod	16
3. Von der Gewissheit	24
4. Von Gott	30
5. Vom Schmerz	36
6. Von der Erinnerung	41
7. Vom Schauen	47
8. Von der Versicherung	56
9. Von der Angst	64
10. Vom Himmel	70
11. Vom Vertrauen	77
12. Vom Allerbesten	85
13. Von der Vorstellung	92
14. Von der Ewigkeit	99
15. Vom Zufall	108
16. Von der Gegenwart	114
17. Vom Tag und von der Nacht	121
18. Vom Lindenduft	125

VIELLEICHT

Opa liegt seit Tagen im Bett. Er sieht geschrumpft aus. So habe ich Opa noch nie gesehen. Mama sagt, ich soll leise sein, Opa will schlafen. Ich kann mir nichts Langweiligeres vorstellen als Schlafen. Warum sollte er das am helllichten Tag wollen?

Abends halte ich es nicht länger aus. Im Wohnzimmer läuft der Fernseher. Ich schleiche mich vorbei, drücke die Klinke herunter und schlüpfe in Opas Zimmer. Eine Lampe brennt. Na also.

»Schläfst du?«, flüstere ich in das Dämmerlicht. Es riecht merkwürdig, jedenfalls nicht nach Opas Rasierwasser.

Opa schüttelt den Kopf. »Ich schlafe bald lang genug.« Komisch. »Wollen wir Hahnebacken spielen?«

Hahnebacken ist unser Spiel. Wir haben es selbst ausgedacht, und niemand versteht es außer uns. Aber Opa klopft nur auf die Matratze und sagt: »Komm, setz dich ein bisschen zu mir.«

Sonst springe ich eigentlich immer aufs Bett, jetzt habe ich das Gefühl, ich muss vorsichtig sein.

»Soll ich dir was erzählen?«

Ich nicke. Opa kennt eine Menge Geschichten. Er hat so viel erlebt wie keiner sonst. Manchmal erfindet er auch

was. Man weiß nie genau, was in echt passiert ist und was nicht, aber eigentlich macht das nichts. Ich höre gern zu, wenn Opa erzählt.

»Kennst du Benino?«

Ich schüttelte den Kopf.

1

VOM LOSLASSEN

Als Benino zur Welt kam, war er ziemlich klein. Das fiel auch Gott auf, und weil er es nun nicht mehr ändern konnte, beschloss er, ihm ein paar Dinge mitzugeben, damit er nicht verloren ginge und das Leben ihn nicht verschlänge.

Als Erstes zog er ihm einen Anzug an, damit Benino nicht fror. Auch zum Schutz vor allzu neugierigen Blicken eignete er sich gut. Dann reichte er ihm einen Rucksack. Darin waren praktische Sachen, die er zum Leben brauchen würde. Ein Messer zum Beispiel, denn manchmal will man eine Schnur durchschneiden oder einen Apfel

schälen. Er packte einen Bleistift dazu, ein paar Hosenträger, gelbe Murmeln und eine Tüte voll mit süßen Lutschbonbons. Du fragst dich sicher, was er mit den Hosenträgern sollte? Gott wollte eben auf Nummer sicher gehen. Es sollte Benino an nichts fehlen, und eine rutschende Hose ist eine unpraktische Sache. Zum Schluss reichte er ihm ein dickes Buch. Es sah aus wie ein Atlas. Darin waren alle Wege der Welt verzeichnet und auch alle Schluchten, damit er nicht hineinstolperte. Dann ließ er Benino gehen.

Es fiel ihm nicht leicht. Denn wer wusste, was geschehen würde? Vielleicht war Benino unachtsam und fiel in ein Loch. Vielleicht verlor er trotz allem den Weg? Aber es nützte nichts: Wenn einer leben soll, dann muss er irgendwann anfangen. Das wusste auch Gott.

Benino fing an. Und wie er anfang! Er entdeckte die Festigkeit der Erde und die Geschmeidigkeit der Steine. Durch Butterblumenwiesen lief er. Sein Gesicht hielt er in die Sonne und wenn es regnete, fing er mit seiner Zunge die Tropfen. Er lernte, dass zwei mal zwei vier ergibt, dass Spinnen nicht beißen und dass man ein Mädchen küssen kann – wenn es denn will. Den Ruf des Waldkauzes lernte er kennen, den Gesang des Windes in den Föhren und dass die Stunde vor Tagesanbruch einen Zauber besaß. Staunend lauschte er einer Orgel: »Wunderbar, wer das kann«, dachte er, »ein Lied aus Luft spielen.« Einige Male stieß er auf Abgründe und kam ihnen gefährlich nah, aber etwas hielt ihn, dass er nicht strauchelte. Er gewöhnte sich an, zu vertrauen, widerstand dem Schwindel und setzte

seinen Weg fort. Winter und Sommer wechselten sich ab. Der Schnee deckte die Straßen zu, die Frühlingssonne gab sie wieder frei. Der Juli hängte Kirschen in die Bäume, der Oktober warf Laub unter Beninos Füße. Den Atlas hatte er schon vor langer Zeit auf einer Bank liegen gelassen. Er kannte sich jetzt aus im Leben. Wozu sollte er ihn weiter mit sich herumschleppen? Und tatsächlich ging es sich leichter ohne das schwere Buch. Wusste er einmal nicht weiter, hatte er gelernt zu fragen.

Der Rucksack war mit den Jahren immer leerer geworden. Die Bonbons hatte er aufgelutscht. Dabei hatte ihn eine Stimme gemahnt: »Benino, heb sie auf, wer weiß, was noch kommt!« »Eben«, antwortete Benino, »wer weiß, was noch kommt. Am Ende bin ich tot und habe nichts von der Süße gehabt.«

Manches verschenkte Benino, einfach so, aus der Lust heraus, jemandem eine Freude zu bereiten, oder weil er merkte, dass ein anderer etwas dringender brauchte als er selbst. Zum Schluss war der Rucksack leer, nur das Messer lag noch darin. Und weil er mittlerweile die Äpfel mit Schale aß, verschenkte er auch dies und den Rucksack obendrein. »Benino«, meldete sich die Stimme wieder, »worin willst du denn mitnehmen, was du findest?«

»Hierin«, rief Benino fröhlich und zeigte auf sein Herz. »Hier passt eine Menge hinein.«

Aber die Stimme wiegte sorgenvoll ihren Kopf: »Wer weiß, was noch kommt, und am Ende stehst du ohne alles da.«

»Ich habe doch alles gelernt, ich brauche nicht mehr.«

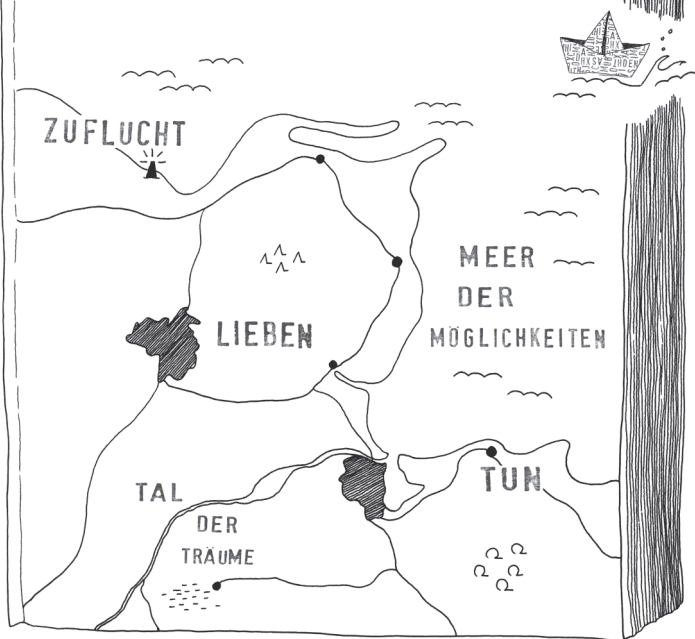
»Benino, Benino«, seufzte die Stimme, »wo soll das nur hinführen?«

Tatsächlich führte sein Weg am Ende der Tage ans Meer. Es war ein wahrhaft großes Meer, ein solch riesiges unendliches Meer hatte Benino noch niemals in seinem Leben gesehen. Man konnte nicht unterscheiden, wo das Wasser aufhörte und der Horizont begann. Benino setzte sich in den Sand. Er war weich und warm. Und weil er auf einmal so unglaublich müde war, schloss er die Augen und träumte sich davon.

Als er erwachte, stand die Sonne schon tief. Er schaute auf das Wasser. Es ist Zeit zu schwimmen, dachte er. Aber da war ja noch der Anzug, den er sein ganzes Leben schon trug, und der eignete sich wenig zum Schwimmen. »Benino«, sagte er sich, »den brauchst du auch nicht mehr.« Und bevor du hättest A sagen können, hatte er den Anzug abgelegt und war hineingestiegen in die Wasser jenes endlosen Ozeans, der ihn trug, sanft und leicht in ein Morgen.

ATLAS

FÜR ALLE TAGE



In Opas Zimmer gibt es einen Schrank aus Afrika, einen Teppich aus bunten Wollfäden, einen Walfisch in einer gläsernen Kugel, sieben verschiedene Pfeifen, ein Klavier und eine Kommode mit Schubladen. In der obersten liegen Stifte, in der zweiten und dritten Noten, in der vierten Socken und ganz unten Schals, Mützen und Handschuhe. Obendrauf stehen Fotos in kunterbunten Rahmen. Einer ist über und über mit Muscheln beklebt, auf dem Foto darin hält Opa Oma im Arm. Sie trägt ein Kleid mit Pünktchen und hohe Schuhe. Ich finde, sie sieht sehr schön aus. Auf einem anderen Bild liegen die beiden am Strand und Mama spielt mit einer Schaufel (da war sie natürlich noch nicht Mama, sondern ein Baby).

Am besten von allen Sachen finde ich Opas Zuckertütensammlung. Solche Tütchen kriegt man, wenn man im Lokal Kaffee bestellt, und Opa hat sie von überall, wo er war, mitgebracht. Ich habe sie gezählt, es sind genau 187.

»Muss man irgendwann wirklich alles zurücklassen?«

Opa nickt. »Irgendwann braucht man den ganzen Kram nicht mehr!«

Er wirkt nicht besonders traurig dabei.

Ich muss an meine Legosteine denken. Mit denen spiele ich schon lange nicht mehr. Und meine grünen Turnschuhe, das waren mal meine Lieblingsschuhe, aber jetzt sind sie zu klein. Es wäre nicht so schlimm, wenn ich sie nicht mehr hätte.

»Weißt du noch«, fragt Opa und dreht mühsam seinen Kopf in meine Richtung, »als wir im Sommer Kaulquappen gefangen haben? Du hast gestaunt, dass sie einfach

ihren Schwanz verlieren. Aber als Frosch braucht man keinen Schwanz.«

Ich fand das komisch. Es schien ihnen nicht mal wehzutun. Plötzlich waren sie Frösche. Ein Frosch ist mindestens genauso beweglich wie eine Kaulquappe. Und irgendwie ... fertiger.

Mir kommt ein komischer Gedanke: »Bist du im Himmel ein Frosch?«

Opa lacht, bis er hustet. »Ich glaube nicht.«

»Aber kann es sein, dass du auch Arme und Beine verlierst?«

Das fände ich eine unheimliche Vorstellung. Opa anscheinend nicht. »Schon möglich«, sagt er. »Ich würde sie dann wohl nicht mehr brauchen.«

Ich versuche mir einen Himmel vorzustellen, in dem lauter Leute ohne Arme und Beine rumlaufen.

»Der Tod ist unheimlich.«

»Ja, weil du nicht weißt, was kommt. Aber du brauchst keine Angst zu haben. Der Tod will dir nicht Böses. Er will niemandem etwas zuleide tun. Er kommt, wenn das Leben dich verlässt. Er ist zur Stelle, wenn ein Herz aufhört zu schlagen. Wenn es Abend wird, dann ruft er dich heim. Er nimmt dich an die Hand.«

Opa ist der Einzige, mit dem ich über solche Sachen reden kann. Manchmal liest er mir die Todesanzeigen in der Zeitung vor. Papa sagt, er soll ein Kind damit in Ruhe lassen. Aber ich finde das nicht schlimm. Ich stelle mir dann so etwas vor wie das mit den Fröschen.

